

Von der Arbeitersolidarität zur Alltagssolidarität

Prof. Dr. Rainer Zoll, geb. 1934 in Aisfeld, nach Studium und Promotion unter anderem Leiter der Pressestelle der IG Metall, ist Professor für Gewerkschaftssoziologie an der Universität Bremen.

In der sozialwissenschaftlichen Untersuchung „Arbeitsorientierungen von Jugendlichen“¹, deren Ergebnisse die folgenden Überlegungen angeregt haben und die zum Teil die Fallbeispiele geliefert hat, konnte festgestellt werden, daß junge Frauen sich heute in der Lohnarbeit „einrichten“. Nunmehr akzeptieren sie die Lohnarbeit als Lebensperspektive, während sie früher „nur“ bis zur Heirat arbeiten wollten, dann „nur“ bis zum ersten Kind und so weiter. Weil Lohnarbeit ihnen eine relative Autonomie im Verhältnis

¹ Siehe Rainer Zoll (Hg.), „Nicht so wie unsere Eltern! - Hypothese eines neuen kulturellen Modells“, Wiesbaden/Opladen, erscheint im Herbst 1988.

zu den Eltern und im Verhältnis zum Partner und/oder eventuellen Ehemann gibt, wollen heute fast alle jungen Frauen einen Beruf haben und ihn auch ausüben. Für den Fall, daß sie Kinder haben wollen, beabsichtigen sie, wenigstens Teilzeitarbeit zu verrichten.

Diese veränderte Perspektive veranlaßt die jungen Frauen oft zu einer geradezu klassischen Auseinandersetzung mit den Problemen der Lohnarbeit, die beim Eintritt von neuen Schichten in die Arbeiterklasse immer wieder beobachtet werden kann. Der Fall der jungen Arbeiterin Irene dient als idealtypisches Beispiel, um das „Sich-Einrichten“ in der Lohnarbeit und das sich dabei ergebende Problem der Solidarität darzustellen.

„Vor allen Dingen, wenn du ganz neu irgendwo anfängst, ist erstmal, mußt du mit den Leuten klarkommen; mußt erstmal mit den Leuten warm werden. Wenn du mit denen warm geworden bist, weiß nich', dann packst das alles auch viel schneller. Vor allen Dingen, die helfen dir dann auch viel leichter, nich'. Und zeigen dir mal Kniffe, wie es schneller geht, wie das einfacher ist.“ (59/2)

Der Eintritt in die Fabrik, in der Irene nun seit wenigen Jahren arbeitet, fordert von ihr eine Anpassung an die Arbeitskolleginnen, mit denen sie „warm werden“, und an die konkrete Arbeit, die sie verrichten muß. Nach dieser Anpassungsleistung erfährt sie Solidarität; die anderen helfen ihr bei der Arbeit, sie zeigen ihr, „wie es schneller geht, wie es einfacher ist“. Die zeitliche Abfolge ist keineswegs zufällig: Erst muß Irene sich anpassen, dann erfährt sie die Solidarität der Arbeitskollegen. Die Solidarität wird also nicht von vornherein und bedingungslos geübt, sondern nach der Eingliederung des Individuums Irene in die Arbeitsgruppe. Irene erbringt diese Anpassungsleistung freiwillig, denn sie will auf jeden Fall einen Arbeitsplatz haben:

„Hauptsache, ich krieg' Arbeit. Ich hätt' was ganz anderes versucht zu machen -zum Beispiel Schweißer oder wat weiß ich. Wenn ich da eine Chance gekriegt hätte, hätte ich das gemacht, eiskalt. Mir war' das ganz egal gewesen. Hauptsache Arbeit, das ist es nämlich.“ (58/1)

Die Freiwilligkeit ihrer Anpassung ist also durch die Arbeitsmarktlage vermittelt, in Wirklichkeit ist sie Zwang, aber ein Zwang, den sie vernünftigerweise nicht hat. Der Zwang zur Lohnarbeit stellt sich als Freiwilligkeit der Lohnarbeiterin dar.

Nicht alle Lohnabhängigen haben diesen Zwang vernünftigerweise nicht. Diese Erfahrung macht auch Irene:

„Wir haben da jetzt zwei Praktikanten bei uns vom Arbeitsamt aus. Also - daß die das nirgends lange ausgehalten haben, ist auch kein Wunder. ‚Dies kann ich nich', das kann ich nich'.‘ So geht dat natürlich auch nich', nich'? Ehrlich. Stellen sich 'n bißchen zimperlich an. Ja. Merken sie auch noch. Die erziehen wir uns noch.“ (58/1)

Die Praktikantinnen haben keine Lust, die Leistung der Anpassung an Lohnarbeit und Arbeitsgruppe zu erbringen. Sie werden nicht von selbst „warm“. Irene hat zwar die Hoffnung, die Praktikantinnen würden „auch noch merken“, daß es so nicht geht. Aber sie und ihre Arbeitsgruppe verlassen sich

nicht auf eine Anpassungsleistung. Sie warten nicht auf die Freiwilligkeit, sondern ersetzen sie durch „Erziehung“. Dem Interviewer scheint das nicht einzu-leuchten. Er fragt nach, wer denn die neu eingestellten Arbeiterinnen und Praktikantinnen erziehen soll. Irene antwortet selbstbewußt:

„Wir. Das machen wir schon. Ja, das gibt's nicht, von wegen kann ich nich' oder so. Zumindest erstmal versuchen. Und dann kann man sagen, kann ich nich', schaff ich nich'. Nich' sagen, von vornherein, schaff ich nich'. Gibt's nich'. Kommt gar nicht in Frage.“ (59/1)

Die Arbeitsgruppe übernimmt also die Aufgabe, die nicht freiwillig erbrachte Anpassungsleistung anzumahnen. Die für den Arbeitsprozeß notwendige Anpassung muß geleistet werden, freiwillig oder erzwungenermaßen. An dem Zwangscharakter läßt Irene keinen Zweifel: „Kommt gar nicht in Frage.“ Der Zwang des Arbeitsmarktes, irgendein Lohnverhältnis zu akzeptieren, und der Zwang des Lohnarbeitsverhältnisses, sich dem konkreten Arbeitsprozeß anzupassen, können also verinnerlicht und als „freiwillige“ Leistungen des Individuums erbracht werden. Falls diese Freiwilligkeit nicht gegeben ist, übernimmt die Arbeitsgruppe im Interesse des Arbeitsprozesses, also des eigenen Funktionierens wie des gesamten Produktionsprozesses, die Aufgabe, die notwendige Anpassung zu erzwingen. Erst wenn die „Neuen“ freiwillig oder erzwungenermaßen „warm geworden sind“, erfahren sie auch die Solidarität der Arbeitsgruppe.

Da es sich nicht um zufällige Eigenschaften handelt, sondern um Strukturen von Lohnarbeit und Arbeitersolidarität, können sie verallgemeinert werden: Die Arbeitersolidarität, die als Einschränkung der Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander notwendig ist, um in der „allgemeinen Konkurrenz“ zwischen Kapital und Arbeit besser bestehen zu können, enthält ein Moment des Zwangs und die Möglichkeit der Beschränkung auf eine Gruppe.

Historisch sind beide Momente zum einen deutlich erkennbar, zum anderen Teil einer Entwicklung, die hier nur angedeutet werden kann. Es würde sich lohnen, diese Entwicklung in eingehenden historischen Studien aufzuarbeiten. Das Problem dabei ist, daß die Arbeiterbewegung, seit sie die Solidarität als Leitidee proklamiert, die beiden sie beschränkenden Momente nicht mehr oder nur noch selten offen diskutiert. Sie laufen zu sehr gegen die Leitidee, um ihre Existenz zugeben zu können.

Gruppenzwang

Zur Zeit der Zünfte und der Gesellenvereine stellte sich dieses Problem noch nicht. Die Solidarität war eine der Gesellen untereinander; sie galt nicht den Außenstehenden und nur in eingeschränktem Maße den künftigen Gesellen, den Lehrlingen.² Irenes „Warm-Werden“ war damals noch ein ausführliches Initiationsritual, bei dem symbolische und reale Gewalt eine wich-

² Vgl. insbesondere Andreas Griebinger, „Das symbolische Kapital der Ehre“, Frankfurt/M., Berlin/Wien 1981, z. B. S. 155.

tige Rolle spielte. Die Gesellen hatten ihre festen Regeln, auf die die Neuen feierlich eingeschworen wurden. Die Einhaltung dieser Regeln wurde von ihnen sehr sorgfältig beobachtet, und Abweichungen wurden streng geahndet. Die vorgesehenen Strafen gingen vom „Runden werfen“, wie das heute genannt würde, bis zur Anwendung körperlicher Gewalt („beuteln“). Die schlimmste Strafe stellte zweifellos der Ausschluß aus der Gesellengemeinschaft dar. Eine Abweichung konnte schon der falsche Gruß des wandernden Gesellen sein; sie konnte die Nichtbeteiligung an einer Umlage oder die Nichtzahlung einer Gemeinschaftsstrafe sein. Der wichtigste Fall ist jedoch der Streikbruch.

Den staatlichen Behörden, also den Magistraten der Städte vor allem, war die Eigengesetzlichkeit der Gesellenvereine ein Dorn im Auge. Sie griffen immer stärker mit Verordnungen in die Aktivitäten der Bruderschaften ein. Insbesondere bei den Gesellenstreiks versuchten sie, die Streikbrecher zu schützen und den Streiks ihre Wirksamkeit zu nehmen. Mit der Auflösung der Zünfte und dem Verbot der Gesellenvereine übernahm der Staat das Gewaltmonopol. Streiks wurden nun brutal unterdrückt.

Damit stellte sich auch gar nicht mehr die Frage, ob Gewaltanwendung der Lohnarbeiter untereinander erlaubt sei. Erst mit der Legalisierung der Gewerkschaften und dann auch des Streiks wurde das Vorgehen der Streikenden gegen Streikbrecher zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen. Dabei waren aber die Positionen klar: Der Staat achtete auf die strikte Einhaltung des Gewaltmonopols, das heißt jegliche körperliche Gewalt gegen Streikbrecher war und ist verboten. Die Streikenden dagegen sahen die Wirksamkeit ihres Streiks durch Streikbrecher bedroht und versuchten, mit möglichst effektiven Mitteln gegen Streikbruch vorzugehen. Dabei war in den Augen der Streikenden körperliche Gewalt gegen Streikbrecher durchaus legitim; sie beugten sich aber den Gesetzen und respektierten in der Regel das Verbot der Anwendung körperlicher Gewalt. Angesichts der Entfaltung der Staatsgewalt blieb ihnen auch keine andere Wahl.

Anders stellt sich das Problem der Gewalt gegenüber Abweichenden in Arbeitsgruppen. Während es zur Zeit der Gesellenvereine für die Gesellen völlig legitim war, Abweichungen durch „Beuteln“ zu ahnden, ist es im Industriekapitalismus auch in den Augen der Lohnarbeiter selbst keineswegs legitim, Gewalt gegen seinesgleichen anzuwenden. Trotzdem hat es sie immer gegeben. In der Frühzeit des Industriekapitalismus wurde die Gewalt der Initiationsrituale oft in Form von rituellen Scherzen wie der „Bartwichserei“ fortgeführt. Heute noch kennt fast jeder Arbeiter die Rede vom „Hammer, der dann mal durch die Bude fliegt“. Insgesamt ist aber eine Entwicklung festzustellen, in der die offene Gewalt der Gesellen durch verdeckte Gewalt und schließlich durch „Erziehung“ abgelöst wird. Das logische Ende dieser Entwicklung ist die Ersetzung jeglicher Form von Gewalt durch offene Formen verbaler Kommunikation. Dem steht die strukturelle Gewalt des Lohnarbeitsverhältnisses entgegen. Dennoch gehen die Lohnarbeiter - trotz des Fortbe-

Standes der gegen sie gerichteten strukturellen Gewalt - immer mehr dazu über, gewaltfreie Kommunikationen, sogar beim Streikpostenstehen, einzusetzen. Auf krisenhafte Gegenteilstendenzen wird weiter unten eingegangen.

Das Problem der verdeckten Gewalt der Lohnarbeiter untereinander ist schwierig aufzuarbeiten, denn es unterlag und unterliegt einem starken Tabu. In den fünfziger Jahren galt noch die Regel, daß allenfalls in vorsichtigen Andeutungen darüber gesprochen wurde. Schriftliche Quellen, Belege sind äußerst selten. Nur in der Form der gegenseitigen Disziplinierung wird ab und zu darüber berichtet. So zum Beispiel vom evangelischen Theologen Paul Göhre - heute würde man ihn Industriepfarrer nennen -, der 1891 eine „praktische Studie“ über seine dreimonatige Tätigkeit als Fabrikarbeiter veröffentlichte. Er schreibt von einer „gegenseitigen geheimen Kontrolle“:

„Es gab unter uns besonders zwei, die sich gern einmal vor der Arbeit drückten; auf sie hatten die anderen ein besonders wachsames und scharfes Auge. Zwar sah man ihnen vieles nach; wenn sie es aber dann und wann einmal gar zu arg trieben, stellte man sie offen, ernstlich und nicht zart darüber zur Rede; das gab immer einen tüchtigen Streit.“³

Das erinnert schon sehr an die „Erziehung“, von der Irene spricht. Die Disziplinierung der Lohnarbeiter war immer auch partiell Selbstdisziplinierung - sowohl des Individuums als auch der Gruppe. Die Logik des Zusammenhalts der Gruppe erforderte die Disziplinierung von Abweichlern sowohl in der Auseinandersetzung mit dem Arbeitgeber, im Streik als auch in der Ausübung der vom Arbeitgeber gestellten Aufgaben, bei der konkreten Arbeit.

Gruppenegoismus

Die Logik des Zusammenhaltens der Gruppe beherrschte von Anfang an die empirische Wirklichkeit der Arbeitersolidarität. Während die Idee der Arbeitersolidarität die gesamte Arbeiterklasse meinte, setzte sich real immer wieder diese auf die Gruppe bezogene Logik, also die Beschränkung der Solidarität auf einen Ausschnitt der Arbeiterklasse, durch. Bei den Gesellen waren die Grenzen klar gezogen. Die Solidarität betraf nur die „verschworene“ Gesellenschaft. Die Arbeitersolidarität beschränkte sich oft auf die konkrete Arbeitsgruppe gegen andere Arbeitsgruppen; auf die „Gelernten“ gegen die Ungelernten; auf die Männer gegen Frauen und Kinder; auf die Belegschaft eines Betriebs oder Unternehmens gegen die anderer Betriebe desselben Unternehmens oder gegen die anderer Unternehmen desselben Wirtschaftszweiges; auf die einheimischen Arbeiter gegen die ausländischen; auf die Arbeiter gegen die Angestellten; auf die Organisierten gegen die Unorganisierten; auf die Beschäftigten gegen die Arbeitslosen und so weiter, und so fort. Das Thema ist zu bekannt, die Problematik zu allgegenwärtig, um sie hier weiter vertiefen zu müssen.

³ Paul Göhre, „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche - eine praktische Studie“, Leipzig 1891, S. 80.

In der Arbeiterbewegung hat es immer einen mehr oder minder offenen und intensiven Kampf gegen diese Beschränkungen der Solidarität gegeben. Immer stärker setzt sich einerseits die Erkenntnis durch, die Solidarität müßte eigentlich grenzenlos, weltweit sein, und doch wird in jeder Verschärfung der Konkurrenz, in jeder Krise erneut deutlich, daß sie es nicht ist.

Grundlagen der Solidarität

Das veranlaßt zum Überdenken der Grundlagen der Solidarität: An erster Stelle steht die rationale Einsicht, daß es notwendig ist, die Konkurrenz untereinander wenigstens einzuschränken, um in der Auseinandersetzung mit dem Kapital zu bestehen, um die gemeinsamen Interessen wenigstens im Ansatz durchsetzen zu können. Das ist die Grundlage, daran besteht kein Zweifel.

Aber es hat immer auch eine über die rationale Einsicht hinausgehende gefühlsmäßige Bindung gegeben, die der Solidarität Dauerhaftigkeit verliehen hat. Die rationale Einsicht kann nämlich wie jedes Kalkül schnell über den Haufen geworfen werden, wenn neue Faktoren zu berücksichtigen sind. So zum Beispiel entdecken oft Lohnarbeiter in Situationen der wirtschaftlichen Krise, die immer auch Verschärfungen der Konkurrenz sind, daß sie Konkurrenzvorteile besitzen, die sie schützen können und die sie deshalb auspielen. Bei anderen wiederum wird in Krisensituationen die Angst so übermächtig, daß sie den an sich vorhandenen Willen zur Solidarität überwältigt und sie zu sogenannten „irrationalen“ Handlungen veranlaßt, die ebenfalls unsolidarisch sind.

Der Solidarität kann durch einen starken politischen Willen Dauerhaftigkeit verliehen werden, aber diese politische Haltung ist oft blind für die arationale, affektive Seite von Solidarität. Das, was über das rationale Kalkül hinausgeht, die gefühlsmäßige Bindung, das menschliche Verstehen und Mitfühlen, das kann nur in einer geteilten Lebenspraxis entstehen. Die Arbeitsorganisation in Fabrik und Büro läßt heute häufig für solche sozialen Kontakte keine Zeit und keinen Raum mehr. Die Belegschaftskooperation, die früher ein Ort der Entstehung solidarischer Gefühle war, ist heute vielfach so weitgehend über die Maschinerie vermittelt, daß die Lohnabhängigen fast isoliert arbeiten. Die negativen Folgen sind auch für die Arbeit selbst so stark, daß zuweilen sogar die Arbeitgeber die Wiederausführung der Arbeitsplätze betreiben.

Die geteilte Lebenspraxis kann natürlich auch außerhalb des Betriebs im Alltag, in der Lebenswelt der Lohnabhängigen stattfinden. Dies war in dem hier gemeinten Sinn in der Lebenswelt der Fall, die durch die Arbeiterkultur geprägt war. Solidarität fand immer auch in der Lebenswelt eine soziale Basis. Nun kann aber am Ende der Arbeiterkultur kein Zweifel bestehen. Die Lebenswelt, die durch die Arbeiterkultur geprägt war, befindet sich in einem Auflösungs- und Veränderungsprozeß.⁴ Auch muß daran erinnert werden, daß

⁴ Siehe auch Ramer Zoll, „Plädoyer für eine individualistische Gewerkschaft“, Referat auf dem Zukunfts-Kongreß der IG Metall am 28.3.1988 in Sprockhovel

diese Lebenswelt, die Arbeiterkultur, eine soziale Basis für Solidarität lieferte. Innerhalb der Arbeiterschaft, die diese Lebenswelt teilte, kannte sie keine Beschränkungen, war aber auf diese Arbeiter begrenzt. Angestellte und viele Arbeiter in anderen Bereichen, zum Beispiel der Landwirtschaft, waren ausgeschlossen. Der Ghettocharakter der Arbeiterkultur zog auch der Solidarität Grenzen.

Krise der Arbeitersolidarität

Heute befindet sich die Arbeitersolidarität in einer Krise, weil ihr die soziale Basis geteilter Lebenspraxis im Betrieb und mehr noch in der Lebenswelt weitgehend fehlt. Vielfach droht sogar ein Rückfall in Formen der mehr oder minder verdeckten, ja sogar offenen Gewalt im Verhalten der Lohnabhängigen gegenüber Abweichlern, ob diese nun Frauen, Türken, Arbeitslose oder Jugendliche seien.

Das Problem der Gewalt gegen Frauen reicht zugegebenermaßen weit über das Thema dieses Beitrags hinaus. Die Fälle von Gewalt gegen Frauen im Betrieb scheinen vielfach Überlagerungen von sexueller Gewalt und sexistischer Gewalt gegenüber den weiblichen Eindringlingen in die angestammten Domänen der Männer zu sein.⁵

Noch bekannter ist der seit Beginn der Wirtschaftskrise virulent gewordene Ausländerhaß, der sich insbesondere gegen türkische Kollegen⁶ und später gegen Asylanten richtete. Vor allem in den ersten Jahren hoher Arbeitslosigkeit wendeten sich vielfältig heftige Aggressionen gegen die Arbeitslosen selbst⁷, denen die Schuld für ihre eigene Lage zugeschoben wurde. Alle diese Erscheinungen sind immer zugleich Tendenzen des Zerfalls von Solidarität. Weniger bekannt sind die Fälle, in denen sich die Aggressionen gegen die Jugendlichen richten. Hierunter fallen Äußerungen wie: „Aber wie ich das heute sehe, war das damals gewaltig, was der Adolf gemacht hat. Wie der das damals gemacht hat, beispielsweise Arbeitsdienst.“⁸ Die Gewalt des Nationalsozialismus wird hier als „gewaltig“ bewundert, weil sie unter anderem die Jugendlichen disziplinierte. Und schließlich zählen dazu erschreckende Vorkommnisse verdeckter Gewalt älterer Kollegen, über die Jugendliche in der erwähnten Untersuchung berichten.⁹

Frank, ein junger Vertrauensmann auf einer Werft, ist in besonderem Maße auf der Suche nach Solidarität. Er schwärmt richtig von den solidarischen Momenten, die er während einer kurzen Betriebsbesetzung beobachten konnte und ist um so enttäuscht über das, was er im betrieblichen Alltag

⁵ Vgl. Sybille Plogstedt, Kathleen Bode, „Übergriffe - Sexuelle Belästigungen in Büros und Betrieben“, Reinbek bei Hamburg 1984; siehe ferner Ulrich Beck, „Risikogesellschaft“, Frankfurt/M. 1986, S. 161 ff.

⁶ Siehe die Darstellung des Sündenbock-Deutungsmusters, in: Rainer Zoll (Hg.), „Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschießen!“, Köln 1984, S. 131 ff.

⁷ Ebd. S. 122 ff.

⁸ Vgl. Birgit Geissler, „Vieleicht kann ich sogar sagen, daß ich ein fanatischer Gewerkschafter bin“, in: Rainer Zoll (Hg.), „Hauptsache, ich habe meine Arbeit“, Frankfurt/M. 1984, S. 135 ff., hier S. 173.

⁹ Vgl. Rainer Zoll, „Nicht so wie unsere Eltern“, ebd. S. 20 ff.

erlebt. Frank berichtet von einer Verschärfung der Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander auf den verschiedensten Ebenen: Die Kooperation der verschiedenen „Gewerke“ klappt nicht mehr. Schiffbauer und Tischler zum Beispiel arbeiten nicht mehr gut zusammen, sondern versuchen, sich gegenseitig „auszutricksen“. Auch in der Betriebshierarchie arbeiten die Lohnarbeiter mit Leitungsfunktionen gegeneinander. Die Kooperation im Betrieb „ist nur noch Streß“; sie artet in das Gegenteil von Kooperation aus; sie wird zum Kampf aller gegen alle. Das gewerkschaftliche Engagement der Kollegen geht stark zurück, der Skandal um die „Neue Heimat“ dient oft als Vorwand. Frank versucht, gegen den Strom der Entsolidarisierung anzukämpfen, stößt aber meist auf Ablehnung.

Besonders empört ist Frank allerdings über das Verhalten älterer Kollegen, die offenbar um ihre Arbeitsplätze bangen und sich von den jüngeren Arbeitern bedroht fühlen:

„Merk ja auch immer, was von gewissen älteren Kollegen läuft, um die jüngeren fertigzumachen. Also eiskalt, echt! Die erzählen denen irgendwelche Scheiße, wie man was machen soll, und dann macht man das so, und dann hat man das natürlich verkehrt gemacht, und dann kommen so die Sprüche: Du hast doch ausgelernt, Du weißt doch, wie das gemacht wird, und was weiß ich nicht. Und dann wird als nächstes zum Meister gelaufen, und der, und der, der kann nichts. Oder der eine Kollege, der hat früher mal mit denen gearbeitet, wo ich jetzt bin, der hat dann irgendwelche Sachen angefangen, waren dann Seiten versetzt oder was, die waren nicht bündig wie bei einer Schrankfront, nicht, waren also nicht bündig, sondern versetzt, und zwar so doll, daß man das nicht mehr optisch wegstücken konnte ... Oh, Fritz, was hast Du da wieder gemacht? Affentheater! Und Fritz steht dann da, nicht. Das hab ich doch gar nicht gemacht. Und dann... Meister, komm doch mal her, guck Dir das mal an. Und der Meister kommt. Fritz, was hast Du denn da gemacht? Das hab ich doch gar nicht gemacht, das hat der gemacht. Ach, Fritz, nun hör aber auf. Ja, so läuft das da.“
(11/2)

Die Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander nimmt in diesem Beispiel die Form eines Generationenkonfliktes an. Die älteren Arbeiter wehren die Bedrohung, die für sie von den jüngeren ausgeht, mit unfairem Konkurrenzverhalten ab. Sie scheuen nicht davor zurück, die jüngeren „fertigzumachen“. Denn diese seien „eiskalt“, das meint: Sie gehen ohne Gefühle, ohne menschliche Anteilnahme vor. Sie sind „eiskalt“, das heißt auch: Sie sind erstarrt, sie lassen sich nicht rühren. In der Sicht von Frank geht der Konflikt von den Älteren aus, indem diese den Jüngeren falsche Anweisungen geben und sie dann denunzieren. Sie benutzen ihr Wissen und ihre Arbeitserfahrung, um die Jüngeren, die sie gewissermaßen objektiv bedrohen, hinterlistig zu täuschen und hereinzulegen. Die älteren Lohnarbeiter verzerren hier intentional die Kommunikation. In den „Sprüchen“, die Frank zitiert, wie: „Du hast doch ausgelernt“, „Du weißt doch, wie das gemacht wird“, zeigt sich eine heruntergekommene Facharbeiterideologie nur noch in ihrer hämischen Funktion. Vom Doppelcharakter der Solidarität - nämlich zum einen Zwang auf den einzelnen auszuüben, damit er sich an die Gruppe anpaßt und in der Arbeitsleistung mithält; zum anderen aber, wenn er sich anpaßt, ihm auch in Notsitua-

tionen, zum Beispiel bei Krankheit, zu helfen - fällt hier der solidarische Umgang miteinander weg. Es bleibt nur noch der Zwang, der durch ein höchst unfaires Konkurrenzverhalten (Denunziation) noch verschärft wird. Die Denunziation zeigt deutlich das strategische Interesse an einem solchen unfaireren Konkurrenzverhalten: Die jüngeren Arbeiter, deren frisches und wahrscheinlich umfangreicheres Wissen die Älteren fürchten, sollen „rausgeboxt“ werden. Auf diese Art versuchen die älteren Arbeiter, ihre Arbeitsplätze zu sichern. Frank kommentiert dieses eben zitierte und ein weiteres nicht zitiertes Beispiel: „Das ist eine gegenseitige Erpresserei und Vetternwirtschaft, also ich seh da schwarz für meine Zukunft.“ (12/3)

Was Frank erlebt und kritisiert, ist nicht nur eine einfache Verschärfung der Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander. Es ist auch nicht nur so, daß durch die Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander der Konflikt zwischen ihnen und dem Unternehmer fast völlig aus dem Blickfeld gerät. Die Form, die die Verschärfung der Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander hier annimmt, nämlich Hinterlist und Denunziation, zeigt, daß ein Stück Arbeiterkultur überhaupt bedroht ist. Es ist das Kernstück der Arbeiterkultur, die Solidarität, die Grundlage jeglichen gewerkschaftlichen Handelns. Das alte Modell von Solidarität beruhte auf einem lebensweltlichen Einverständnis über grundlegende Auffassungen von der Notwendigkeit des Zusammenhalts der Lohnabhängigen, von der Notwendigkeit der Gewerkschaft, von der Notwendigkeit kollektiver Interessenvertretung. Auf dieser Basis war Kommunikation zwischen den Lohnabhängigen immer möglich. Sie war noch nicht einmal in besonders intensivem Ausmaß notwendig, weil die geteilten Bedeutungen eine schnelle Verständigung ermöglichten.

Die Tatsache, daß Kommunikation fast nicht mehr möglich ist, daß sie systematisch verzerrt wird, zeigt, daß es ein lebensweltliches Einverständnis über Solidarität nicht mehr gibt. Mehr noch: Solidarität wird selbst nicht mehr geübt. Franks Bemühen um Solidarität, durchaus auch um Solidarität im alten Verständnis, findet allenfalls bei den jüngeren Kollegen ein positives Echo. Die Älteren dagegen lassen ihn „eiskalt“ auflaufen.

Neue Formen der Solidarität

Frank sucht Solidarität, findet sie aber nur noch in Teilbereichen der Arbeitswelt. Was er als Individuum an alltäglicher Solidarität braucht, findet er nicht in der Arbeitswelt, sondern in einem Motorradclub. Durch die Massenmedien erfährt er von diesem Motorradclub („so vernünftige Freizeitgestaltung, Verkehrspolitik und Straßensicherheit und vernünftiges Fahren, richtige Klamotten, Sicherheitstraining und alle solche Dinge“ (18/3), nimmt dann an einem Festival von Clubs teil und lernt andere Motorradfahrer aus seiner Stadt kennen, die ihm sagen:

„So, aus der Stadt kommst Du, grüß die und die von mir. Und hat er mir so Aktionsprogramme gezeigt, was da so anlag: Feten hier, Feten da, Treffen und so und einige Sachen, die mich interessieren. Gut, nach Hause gefahren, erstmal wieder ins Hin-

terstübchen gelegt, und dann meinte'n Kollege von mir: Ei Du, Samstag ist Demo. Was für'ne Demo? Motorrad-Demo. Was, Motorrad-Demo, wie denn, wo denn und was denn? Und warum, weshalb? Und dann hat er mir'n Flugblatt gezeigt, so von wegen Versicherungsfragen und ja Benzinpreise und auch wieder Rillenauf fräsung in der Fahrbahn, eigentlich was immer so anliegt, was als Motorradfahrer immer störend wirkt. Ja, guckst mal hin, nicht. Und dann komm ich dann dahin und da waren über tausend Leute da, nicht. Fand ich ja tierisch... Dann bin ich da hingegangen, ja, und dann hab ich gerade so'n Knatsch mitgekriegt, der innerhalb des Clubs war, und ich fand das extrem faszinierend, wie die den gelöst haben, nicht. Die haben offen... (Unterbrechung), da waren'n paar Leute im Club, zu dem Zeitpunkt waren das ungefähr 25 Mitglieder, waren'n paar Leute bei, schätze mal vier oder fünf, die sich so'n bißchen abgekapselt hatten und immer nur ... Ja, und und der Konflikt wurde dann so ausgetragen, daß man dann offen und ehrlich gesagt hat, was einem da gestunken hat. Und die jeweils anderen haben sich das dann immer angehört, haben sich das so überlegt und darauf geantwortet. Und das ging alles ab ohne diese persönliche Schiene, nicht. Alles ganz korrekt, ohne Anmache und ruhig, und man fand relativ schnell so zu einem Friedensschluß oder wie. Und dann lief das. Obwohl die natürlich immer noch zusammenhängen, aber die haben sich dann nicht mehr so abgekapselt. Ich fand das so Klasse, wie die das gelöst haben, daß ich mir gesagt hab, gut, da guckst du mal öfter mit hin." (18/3-19/2)

In Franks Auffassung muß Kommunikation offen, herrschaftsfrei und auf Verständigung angelegt sein. Sie hat diese zum Ziel, setzt sie aber nicht heimlich voraus. Die Lebenswelt, auf die er hier trifft und zu der er als langjähriger Motorradfahrer leichten Zugang hat, versucht offenbar solche Kommunikationsformen zu üben. Im Gegensatz zu den Konflikten mit den älteren Kollegen im Betrieb werden Konflikte hier „offen und ehrlich“, „ohne diese persönliche Schiene“, das heißt ohne persönliche Angriffe und deshalb auch ohne persönliche Verletzungen, ausgetragen. Die Überwindung der Abkapselung zeigt, daß die Wiederherstellung von Offenheit bewußt als Voraussetzung für Kommunikation begriffen wird. Franks Begeisterung über diese Formen der Kommunikation und Konfliktaustragung zeigt, daß er im Motorradclub findet, was er im Betrieb auf der gewerkschaftlichen Ebene sucht, aber nicht findet.

Bemerkenswert ist die lebensweltliche Selbstverständlichkeit, mit der von Frank selbst und in seinem Motorradclub die Frage der Gleichberechtigung von Frauen behandelt wird. Der „Männersport“ Motorradfahren könnte sich doch gänzlich anders auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander auswirken. Dies ist wohl auch in vielen Motorradclubs durchaus der Fall.

Frank erfährt durch eine gleichberechtigte Kommunikation mit Frauen vom sexistischen Verhalten seiner männlichen Motorradfahrer-Kollegen und kritisiert es scharf. In seinem Motorradclub ist ein Konsens über Gleichberechtigung von Mann und Frau als Vorverständnis vorhanden, deshalb bedarf es dort keiner „Grundsatzdiskussion“. Die Gleichberechtigung ist lebensweltlich verankert und muß daher nicht legitimiert werden.

Für die innere Kohärenz von Franks Haltung war es auch wichtig, feststellen zu können, daß sein Verhältnis zu Älteren nicht durch eine Art Rassismus - jung gegen alt - bestimmt ist. Er ist geradezu begeistert von der

Jugendlichkeit („unvernünftig“) der älteren Motorradfahrer. Der Gegensatz zu dem, was er im Verhältnis zu den älteren Kollegen im Betrieb erlebt, bestimmt seinen Enthusiasmus. Hier gibt es für ihn keinen Generationenkonflikt, allenfalls einen Altersunterschied, und der ist Anlaß zur Bewunderung, nicht zur Kritik. Kommunikation und Interaktion in der spezifischen Lebenswelt der Motorradfahrer ermöglichen die Entstehung solidarischer Umgangsformen im Alltag. Was früher in der Arbeitswelt notwendig und selbstverständlich war, scheint nur noch in der Lebenswelt außerhalb der Lohnarbeit möglich zu sein.

Das Beispiel Franks ist kein Einzelfall. Auch Irene berichtet von der alltäglichen Solidarität in ihrer Clique, die zum Beispiel, als Irene arbeitslos war, heimlich Geld für sie sammelte und in einem Briefumschlag ohne Absender in ihren Briefkasten tat.

„Aber das eine Mal, das fand ich echt stark; also da haben sie gesamt, Geld gesammelt. Muß man mal überlegen: sammeln Geld, schmeißen mir das mit'm Briefumschlag in Briefkasten rein. Spende von guten Freunden. Echt, ich hätte die bald erschlagen, also. Irgendwie fand ich das echt doll, daß sie das gemacht haben. Aber irgendwie, weiß ich nicht...“

Irene ist gerührt von der solidarischen Handlung ihrer Freunde, zugleich aber auch geniert durch diese Hilfe, die ihr die Notlage nur noch bewußter macht.

Während Irene Solidarität auch bei der Lohnarbeit übt und erfährt („die helfen dir dann auch viel leichter“ - 59/2), erlebt Frank im Betrieb den Zerfall von Solidarität. Die Krise der Normalität tritt ihm als Krise der alten Arbeitersolidarität entgegen. Während Irene diese Form der Solidarität neu entdeckt, ist es gerade das gewerkschaftliche Engagement Franks, das den Prozeß der Zerstörung der Arbeitersolidarität als Normalität der männlich geprägten Arbeitswelt sichtbar macht.

Was Frank im Betrieb nicht findet, lebt er außerhalb des Betriebs vor allem im Motorradclub. Dort ermöglichen solidarische Verkehrsformen das Überwinden von gesellschaftlichen Barrieren, die zwischen den Geschlechtern und zwischen den Generationen existieren.

Prinzipien der Alltagssolidarität

Die Solidarität, die Frank im Alltag seines Motorradclubs und Irene im Alltag ihrer Clique erfährt, ist Alltagssolidarität. Sie muß keineswegs auf die außerbetriebliche Sphäre beschränkt sein. Sie kann auch im Alltag des Betriebs geübt werden. Die Grundlage der Alltagssolidarität ist jedoch nicht die Gemeinsamkeit der Lohnarbeiterinteressen, sondern die alltägliche menschliche Kommunikation. Solange Arbeitersolidarität in der von der Arbeiterkultur geprägten Lebenswelt und in der Belegschaftskooperation verankert war, war sie immer zugleich in gewissem Sinne auch Alltagssolidarität. Je mehr der Arbeitersolidarität jedoch dieses lebensweltliche, alltägliche Ele-

ment fehlt, um so mehr verkommt sie zu einem bloßen Zusammenhalten während der jährlichen Tarif runden, um so stärker treten ihre negativen Seiten — Gruppenzwang und Gruppenegoismus - hervor und führen zu ihrem Zerfall. Je differenzierter die Arbeitsbedingungen und die Lebenslagen der Lohnabhängigen werden, desto schwieriger ist es für sie, die Gemeinsamkeit der Lohnarbeiterinteressen zu erkennen.

Gegenüber früheren Formen von Alltagssolidarität tritt jedoch mit der neuen Form von Alltagssolidarität eine Veränderung ein, die wesentlich mit dem Bedeutungswandel von Kommunikation zusammenhängt. Während in jener Lebenswelt Kommunikation auf selbstverständlichen Voraussetzungen beruhte, die zum Beispiel bewirkten, daß sich die Individuen gegenseitig gewissermaßen einen Vertrauensvorschuß gaben, der einen Ausgangspunkt für die Kommunikation darstellte, fehlen heute solche Voraussetzungen. Das macht Kommunikation viel schwieriger, hat aber nicht nur Nachteile. Gewiß, Kommunikation wird mühsam, langwierig und anstrengend; für die Älteren oft ein ziellos erscheinender, zeitraubender Prozeß, auf den sie sich ungern einlassen.

Zugleich sind jedoch die Teilnehmer an der Kommunikation gerade wegen der ihr heute innewohnenden Schwierigkeiten anspruchsvoller geworden. Im alten kommunikativen Modell wurden Hierarchie und Autorität hingenommen oder sogar gesucht. Aussagen von Personen und Institutionen, die einen bestimmten, oft traditionell legitimierten Vertrauensvorschuß, Loyalität, genossen, werden nicht hinterfragt. Das ist vorbei. Dies belegt ein allgemeiner Rückgang der Loyalität - hier verstanden als bestimmte normale Bindung des Gewerkschaftsmitglieds an die Gewerkschaft -, der in einer großen Untersuchung zur Krisenreaktion der Arbeiter festgestellt werden konnte.¹⁰ Dieser durch die Wirtschaftskrise beförderte Vertrauensschwund ist Teil der Krise von Normalität, das heißt der Krise des alten kommunikativen Modells. Naturgemäß hat der Skandal um die „gemeinnützige“ Wohnungsbaugesellschaft „Neue Heimat“ solche Prozesse enorm beschleunigt.

In der neuen kommunikativen Kultur wird alles hinterfragt. Jede Aussage, jede Entscheidung muß sich in einem kommunikativen Prozeß legitimieren. Bloß hierarchische Autorität wird strikt abgelehnt; gefordert werden Glaubwürdigkeit und Authentizität. Die menschlichen Eigenschaften einer Person werden viel höher bewertet als die Rollen, deren Träger sie sein mag. Die Prinzipien dieses neuen Kommunikationsmodells entsprechen denjenigen, die Jürgen Habermas als „Ideal herrschaftsfreier Kommunikation“ herausgearbeitet hat.

Der in der erwähnten Untersuchung¹¹ festgestellte tiefgehende soziokulturelle Wandel vollzieht sich in der Lebenswelt. Die neue Lebenswelt basiert auf der Kommunikation; in ihr und durch sie wird diese neue Lebenswelt

10 Siehe Rainer Zoll (Hg.), „Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschießen“, a. a. O., S. 242 ff.

11 Rainer Zoll (Hg.), „Nicht so wie unsere Eltern!...“, a. a. O.

geschaffen. Gerade weil die Kommunikation so schwierig und zugleich existenziell wichtig geworden ist, wird sie zu einer vorrangigen Lebenspraxis. Das zeigt sich zum Beispiel auch an der Haltung vieler Jugendlicher zur Arbeit im Betrieb: Weil die Lohnarbeit, die sie verrichten müssen, in den meisten Fällen keine Chancen zur Selbstverwirklichung bietet, wollen sie wenigstens „Spaß haben“ *bei* der Arbeit. Und dies bedeutet, durch Kommunikation untereinander die Maloche erträglich gestalten. So tragen sie die Prinzipien der neuen kommunikativen Kultur in den Betrieb hinein. Selbst wenn die hierarchischen Strukturen der Lohnarbeit ihnen diametral entgegengesetzt sind und oft mit dem den Jugendlichen in dieser Frage eigenen Realismus erst einmal akzeptiert werden.

Die Arbeitersolidarität wollte an die Stelle der Verkehrsform Konkurrenz die der Solidarität setzen, unterlag aber dabei zu vielen Begrenzungen und Einschränkungen. Ihre Basis war die rationale Einsicht der Lohnarbeiter, in der Konkurrenz nur bestehen zu können, wenn sie die Konkurrenz untereinander einschränken. Damit blieb aber die Arbeitersolidarität zugleich der Konkurrenz verhaftet.

Aus den Trümmern der Arbeitersolidarität entsteht nun die Alltagssolidarität. Sie ist gewissermaßen ihr Kind, denn ohne die Hoffnungen, die die Arbeitersolidarität weckte, ohne das Ideal, das sie entwarf, wäre die Alltagssolidarität wahrscheinlich nie entstanden. Diese hat auch noch die Aufhebung der Konkurrenz zum Ziel, aber nicht mehr als Grundlage. Ihre Basis ist das Modell der herrschaftsfreien Kommunikation. Damit hebt sie tendentiell die Begrenzungen auf, die der Arbeitersolidarität innewohnten. Sie hat einen universalistischen, entgrenzenden Charakter. Ihre Voraussetzung ist die totalisierende Tendenz des Kapitalismus, was meint, daß er dazu tendiert, sich die Totalität der Erde und die Totalität des Individuums zu unterwerfen. Diese Tendenz kehrt die herrschaftsfreie Kommunikation und die Alltagssolidarität jedoch um; die Tendenz der kapitalistischen Strukturen, sich alles zu unterwerfen, auch Außenwelt und Innenwelt völlig zu durchdringen, die Lebenswelt zu kolonialisieren, provoziert eine universalistische Gegentendenz von Kommunikation und Solidarität.

Diese Gegentendenz kann nur im Individuum beginnen. Die Entscheidung zum Widerstand gegen die Kolonialisierung muß das vereinzelte Individuum treffen. Gewiß ist das Individuum ein Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung und damit - wie Sartre sagte - total determiniert, aber zugleich - fügte er hinzu - auch frei, weil es sich wehren kann. Es kann die Antileistung erbringen, sich gegen die Alltagskonkurrenz und gegen die Alltagsgewalt zu stellen; es kann entscheiden, an dem Rattenrennen der Konkurrenz-wie die Amerikaner sagen - nicht mehr teilzunehmen; es kann entscheiden, solidarisch zu handeln. Schon indem das vereinzelte Individuum beginnt, seine Freiheit zu nutzen und sich zu wehren, ist es auch nicht mehr allein beziehungsweise vereinzelt.

Die Universalität der Alltagssolidarität beginnt gewissermaßen nebenan, auf der Straße. Heute liegen bereits bemerkenswert viele Zeugnisse der Alltagssolidarität vor. Den Erkenntnisprozeß, der zu ihr führt, zeigt uns paradigmatisch ein interviewter Jugendlicher, der in zwei Fällen beobachtet, wie jemand auf der Straße verprügelt wird. Im ersten Fall traut er sich nicht, „dazwischen zu gehen“, hat Angst, erlebt sich selbst als ohnmächtig und passiv. Dann aber erkennt er: „Ich kann auch mal in die Situation kommen, und dann brauch auch ich die Hilfe von irgendjemand“.¹² Gerade der Selbstbezug, der „neue Individualismus“, ermöglicht ihm die Überwindung der individualistischen Beschränkung; im zweiten Fall „ist er gleich hingegangen“, „geht er dazwischen“.

Der „neue Individualismus“ ist Ausdruck der existentiellen Situation des Individuums, das sich so oder so entscheiden kann. Er enthält also die Möglichkeit der Entscheidung für Alltagssolidarität und damit auch eine neue Basis für kollektives Handeln. Falls es eine Erneuerung der Gewerkschaftsbewegung geben sollte, so wird sie von dem „neuen Individualismus“, von den gewerkschaftlichen Minderheiten, den Frauen, den Angestellten, den Jugendlichen ausgehen und sich in solidarischem Denken und Handeln im Alltag, also im Wohnbereich *und* im Betrieb ausdrücken. Sie wird die Grenzen zwischen sozialen Gruppen und zum Beispiel auch zwischen Gewerkschaften als alter sozialer Bewegung und den neuen sozialen Bewegungen überwinden. Ansätze dafür gibt es viele.

12 Rainer Zoll (Hg.), „Nicht so wie unsere Eltern!...“, a. a. O., S. 271/2.